

Karriere eines Forschungstypus

Eine flexible WZB-Marke: Problemorientierte Grundlagenforschung

Dagmar Simon und Andreas Knie

Summary: Problem orientated basic research in social sciences embodies a research type that is open on two sides: it provides scientific contributions on theoretical and methodical development within disciplines and, simultaneously, relates research issues to societal problem areas. This type of research orientation is shaping the meanwhile almost 50 years of WZB history and distinguishes itself from the research of the largely discipline-oriented universities. In the new debates on digitalization, citizen science and knowledge transfer it represents an important reference system.

Kurz gefasst: Problemorientierte Grundlagenforschung in den Sozialwissenschaften verkörpert einen Forschungstypus, der nach zwei Seiten offen ist: Es werden Beiträge zu theoretischen und methodischen Weiterentwicklung in Disziplinen geleistet und gleichzeitig Forschungsthemen auf gesellschaftliche Problemlagen bezogen. Diese Forschungsorientierung prägt die mittlerweile fast 50 jährige Geschichte des WZB und unterscheidet sich von der Forschung an den weitgehend disziplinär organisierten Universitäten. Die aktuellen Entwicklungen bei Digitalisierung, Citizen Science und Wissenstransfer deuten auf spezifische Stärken dieses Forschungstypus hin.

Schon die Entstehung des WZB als außeruniversitäre Forschungseinrichtung im Jahr 1969 war außergewöhnlich: Abgeordnete des deutschen Bundestags aller Fraktionen gründeten im damaligen West-Berlin das Wissenschaftszentrum Berlin in einer Hochphase studentischer Proteste an den Universitäten. Nicht nur Studierende, sondern die Universitäten insgesamt waren skeptisch gegenüber einer neuen Einrichtung, die schnell als Versuch der Privatisierung der Sozialforschung gegeißelt wurde. Das WZB sollte – angelehnt an amerikanische Vorbilder – international hochreputierte Spitzenforscher und -forscherinnen anziehen, die Forschungsprogramme an größeren gesellschaftlichen Problemlagen ausrichten, diese international vergleichend und interdisziplinär bearbeiten und auf Grundlage der Ergebnisse auch den Bundestag beraten.

In den 1970er und auch noch zum Teil in den 1980er Jahren war der Erwartungsdruck der Politik an die Sozialwissenschaften hoch, Gesellschaft mit ihren Erkenntnissen mitzugestalten, Planungswissen bereitzustellen und damit eine neue Verbindung zwischen Wissenschaft und Praxis einzugehen. Unter anderem wurden große Förderprogramme wie die „Humanisierung des Arbeitslebens“ vom Bundesministerium für Forschung und Technologie (heute BMBF) aufgelegt, eine neue Form sozialwissenschaftlicher Umweltwissenschaften begründet und mit Sozialwissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen bestückte Planungsstäbe in den Staatskanzleien von Bund und Ländern eingerichtet.

International zeichneten sich ähnliche Entwicklungen ab: In Reaktion auf den sogenannten Brooks-Report „Science, Growth and Society“ erklärten die Wissenschaftsminister der OECD-Länder, dass die positiven und negativen Konsequenzen technologischer Innovationen untersucht und hierfür die sozialwissenschaftlichen Disziplinen ausgebaut werden müssten. Auf diese wissenschaftspolitischen Erfordernisse war der damalige Typus der WZB-Forschung mit ihren Schwerpunkten Arbeitsmarkt- und Arbeitspolitik, Struktur- und Umweltpolitik sowie globale Entwicklungen ausgerichtet.

Seit dieser Zeit einer hohen Affinität mit gesellschaftspolitischen Planungsprozessen, verbunden mit einem starken Vertrauen auf die rationale Kraft des wissenschaftlichen Arguments, hat sich vieles verändert. Die Vorstellung, Gesellschaftspolitik vor allem auf Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse zu gestalten, ist heute kaum noch anzutreffen. Ähnlich nüchtern musste man bei den ambitionierten Wissenschaftsprogrammen konstatieren, dass eine Politisierung des Wissenschaftsbetriebs im Sinne einer externen Beeinflussung oder sogar einer Steuerung der Erkenntnisprozesse im akademischen Alltag nicht funktioniert hat. Die Eigensinnigkeit der Wissenschaft und das Beharren auf den eigenen Reputationsregeln standen einer politischen Intervention entgegen.

Auch das WZB hat sich im Laufe der Zeit gewandelt; es verfügt offenbar über die Gabe einer kontinuierlichen Neuerfindung. Die Schlüsselformel für diese Wandlung wurde sozusagen zum Claim des WZB: die problemorientierte Grundlagenforschung. Diese konnte und musste immer wieder zwischen Praxisnähe und Grundlagenforschung neu austariert werden. So werden die 1980er Jahre als Tendenz zur Normalisierung einer ehemals exzentrischen Organisation beschrieben, mit dem Ziel einer Reduzierung der Politikorientierung und Betonung der Theoriebildung. Das WZB willigte in den 80er Jahren gegenüber seinen

Zuwendungsgebern in einen impliziten Vertrag ein: weniger Aufgaben in der Politikberatung und dafür mehr Zeit für die akademische Ausrichtung. Wissenschaftssoziologisch kann man im Hinblick auf diese Umorientierung argumentieren, dass den Standards der Profession und damit der sozialwissenschaftlichen Disziplinen ein höherer Stellenwert beigemessen wurde. In den folgenden Jahrzehnten gelang der Ausbau und die Konsolidierung; in den seit Mitte der 1990er Jahre regelmäßig organisierten externen Evaluationen wurden dem WZB stets herausragende Leistungen konstatiert. Ihre Bedeutung für die Sozialwissenschaften insgesamt wurde betont, insbesondere in der letzten Evaluation von 2011.

Bei allen Wandlungen steht dieser Typus einer problemorientierten Grundlagenforschung im Mittelpunkt, der zwischen „reiner Grundlagenforschung“ und „produktorientierter Anwendungsorientierung“ nach zwei Seiten hin gleich offen ist. „Auf der einen Seite müssen die theoretischen Zielsetzungen und methodischen Standards wissenschaftlicher Erkenntnisprogramme verbindlich sein. Auf der anderen Seite soll die Wahl der Forschungsthemen auf gesellschaftliche Problemlagen bezogen sein und zu Ergebnissen führen, die nicht nur der Scientific Community, sondern auch den Akteuren vermittelt werden, die in den Handlungsfeldern der Politik und der Wirtschaft Informationen und Orientierungen aus der Wissenschaft benötigen – selbst wenn diese nicht immer ernsthaft nachgefragt werden“, wie es einer der ehemaligen Präsidenten des WZB, Friedhelm Neidhardt, ausgedrückt hat. Dieser Forschungstypus hat von Anfang an das WZB geprägt und prägt es trotz des institutionellen, strukturellen und personellen Wandels noch immer – in unterschiedlichem Zuschnitt in den gegenwärtigen Abteilungen, Forschungsgruppen und Nachwuchsgruppen.

Beim Austarieren zwischen den internen wissenschaftlichen Qualitätskontrollen und gleichzeitiger Dokumentation gesellschaftlicher Relevanz spielt interessanterweise die Drittmittelwerbung im WZB eine auch strategisch bedeutsame Rolle. Während in der Hochphase der „politischen Jahre“ in den 1970ern und 1980ern kaum externe Mittel eingeworben wurden, hat sich der Anteil der externen Finanzierung seit Mitte der 1990er Jahre kontinuierlich erhöht und sich in den letzten Jahren bei circa 25 Prozent der Grundfinanzierung eingependelt. Der stabile Drittmittelanteil dokumentiert für eine Forschungseinrichtung der problemorientierten Grundlagenforschung die Wettbewerbsfähigkeit bei Förderrichtungen der Grundlagenforschung wie in stärker praxisorientierten Kontexten.

Wenn außeruniversitäre Forschungseinrichtungen wie das WZB im Verhältnis zu den Universitäten vergleichsweise gute Bedingungen für einen außerwissenschaftlichen Wissenstransfer bieten, so ist doch unübersehbar, dass die schon rein quantitativ gesehen wichtiger gewordenen Drittmittelprojekte hierfür in der Regel keinen adäquaten Rahmen bieten und die Karrieren in den Sozialwissenschaften im Zeitalter der Quantifizierung sich vorrangig an Publikationslisten von Veröffentlichungen in hochrangigen Journals orientieren und Wissenstransfer allenfalls ein Add-on ist. Hier zeigt sich auch in den Debatten um extern induzierte Evaluationen, in welcher Weise Organisationsziele – und damit Erkenntnisinteresse, Forschungspraktiken und Kooperationsformen – und disziplinäre Selbstverständnisse nicht immer in Einklang zu bringen sind, sondern austariert werden müssen – für die Organisation wie für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Um diese Spannungsfelder zu bearbeiten und auch aushalten zu können, bilden gerade außeruniversitäre Forschungsinstitute vielfach eine polyzentrische Identität aus – sie werden zu vielfältigen Organisationen. Unsicherheiten, die aus multiplen und teils konfligierenden Erwartungen entstehen, können allerdings auch zu einer erhöhten Handlungskompetenz führen, denn sie müssen ihre Identität immer wieder neu aushandeln.

Mit diesem Forschungstyp hat das WZB eine Entwicklung antizipiert, die auch in den Universitäten im Zeichen der Exzellenzinitiative immer mehr Praxis zu werden scheint „Was in dem Institut schon jahrelang praktiziert wird, ist jetzt ebenfalls Maxime bundesweiter Exzellenzinitiativen: Auch die Unis bilden Forschungscluster, entdecken Interdisziplinarität und Internationalität“, schrieb 2009 die *tageszeitung* (taz) anlässlich des 40-jährigen Bestehens des WZB. Die



Dagmar Simon, Politikwissenschaftlerin, ist Leiterin der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am WZB. Seit 2013 ist sie zudem Geschäftsführerin der TU-Campus EUREF gGmbH. (Foto: David Ausserhofer)

dagmar.simon@wzb.eu



Andreas Knie ist Soziologieprofessor an der TU Berlin, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik (z. Zt. beurlaubt) und Geschäftsführer des Innovationszentrums für Mobilität und gesellschaftlichen Wandel GmbH (InnoZ). (Foto: Sebastian Knoth)

andreas.knie@wzb.eu

universitäre Landschaft verändert sich tatsächlich durch neue Organisationsformen, durch große multidisziplinär zusammengesetzte Projektverbünde und Profildbildungsprozesse, die vor allem Internationalität auf ihre Fahnen schreiben. Dennoch unterscheiden sich beispielsweise solche Organisationsformen wie Exzellenzcluster von einer längerfristig programmorientierten Forschung, die auf größere gesellschaftliche Problemlagen referenziert. Und bislang sind die Effekte dieser temporär angelegten Förderprogramme wie der Exzellenzinitiative auf disziplinär organisierte Hochschulen noch nicht sicher abzuschätzen.

Dennoch wird auch in Zeiten eines konsolidierten außeruniversitären Forschungssystems und einer dynamischen Hochschulentwicklung wieder die Frage nach dem Besonderen des WZB gestellt. Mitte der 1980er Jahre gelang es dem WZB erfolgreich, die Ernüchterung einer zu starken gesellschaftspolitischen Erwartung an die Sozialwissenschaften am Beispiel des eigenen Forschungstyps, der sowohl zu Theorien und Methoden der sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung als auch zur Lösung gesellschaftlicher Problemfelder Beiträge liefert, aufzugreifen und produktiv zu wenden.

Die erneute Chance des WZB liegt darin, die Formel der „problemorientierten Grundlagenforschung“ zu refokussieren: Da das WZB national und international als bedeutende Forschungseinrichtung der Sozialwissenschaften wahrgenommen wird und die disziplinären Debatten über das *quo vadis* der Sozialwissenschaften mitgestaltet, könnte der beschriebene Typus der problemorientierten Grundlagenforschung in der gegenwärtigen Debatte eine stärkere Referenzgröße darstellen: zum einen hinsichtlich eines neuen Transferverständnisses, das sich nicht nur auf die Übersetzung von sozialwissenschaftlichem Wissen in die öffentliche Debatte konzentriert, sondern die Gesellschaft insgesamt in den Blick nimmt und auch umgekehrt fragt, wie die disziplinären Debatten von Praxisdiskursen profitieren können. Zum anderen, wie sich Wissenschaft im Zeichen der Digitalisierung neu sortiert, wobei die Figur des Citizen Scientist als neuer Akteur eine zunehmend bedeutende Rolle spielt.

In dieser Diskussion, in der Fragen nach den Formen und Verfahren von Qualitätssicherung wie auch nach dem *societal impact* von Wissenschaft neu thematisiert werden, haben die Naturwissenschaften zurzeit eine Diskursführerschaft, während sich die Sozial- und Geisteswissenschaften bislang vornehm zurückhalten. Für diese laufenden und in Bezug auf die Digitalisierung gerade erst beginnenden Debatten kann das WZB mit seinen Möglichkeiten zu unterschiedlichen interdisziplinären Forschungsformaten und transdisziplinären Ausrichtungen mehr beitragen als bisher und sich dabei im Selbstversuch als interessantes Untersuchungsobjekt verstehen.

Literatur

Berthoin Antal, Ariane/Kocka, Jürgen: „The Social Science Research Center Berlin: Organizational Learning As a Research and Institutional Project“. In: *European Management Review*, 2008, Vol. 5, pp. 55–62.

Hirsch, Joachim/Leibfried, Stephan: *Materialien zur Wissenschafts- und Bildungspolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1971.

Mevissen, Nathalie/Simon, Dagmar: „Vielfältige Organisationen“. In: *Soziale Welt*, 2013, Jg. 64, H. 4, S. 361–380.

Simon, Dagmar/Knie, Andreas: „Vom Experiment zur Normalität. Institutionalisierungsprozesse der Soziologie am Beispiel des WZB“. In: Stephan Moebius/Andreas Ploder (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2016.